



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Karl: Johann Friedrich von Schulte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und nach mitgerissen. Aber diese Tat wurde doch mit Recht als eine deutsche Leistung empfunden. Ob man mehr der preußischen Politik oder mehr dem deutschen Patriotismus zu verdanken habe, dieser Streit ist müßig. Der Erfolg wäre jedenfalls ohne einen der beiden Faktoren nicht denkbar gewesen: das Emporkommen des soldatischen Preußens und die Kraft deutschen Geisteslebens. Und beides sehen wir vereinigt in dem Manne, den Weimar mit Stolz den seinen nennt, der preußischer General gewesen war und Schirmherr deutscher Dichter und Denker, Herzog Karl August.

Sein Denkmal steht heute auf dem Plage, wo 1808 der Obelisk in Holz errichtet wurde, den man doch nicht in Stein verewigt hat, und das ist gut so. Und eine hohe Genugtuung und Freude ist es für jedes deutsche Herz, daß sich auf dem Ettersberg, wo jenseits der Napoleonstein mit der Jahreszahl 1808 am Baume lehnt, diesseits ein Bismarckturm erhebt, weit hinaus ins deutsche Vaterland blickend, wo allenthalben das Bewußtsein für deutsche Ehre und Größe erwacht ist.



Johann Friedrich von Schulte



ei mehreren Anlässen ist des tragischen Geschicks Döllingers gedacht worden, der, von gleichgesinnten Freunden unterstützt und von Zeitströmungen und Ereignissen begünstigt, beinahe vierzig Jahre lang mit Erfolg daran gearbeitet hat, die deutschen Katholiken an den römischen Stuhl zu fetten, und dann sich beinahe dreißig Jahre lang vergebens abgemüht hat, die von ihm geschmiedete Fessel wieder zu lösen. Das Geschick seines Mitkämpfers Schulte, des Schöpfers der altkatholischen Synodal- und Gemeindeordnung, erscheint mir beinahe noch tragischer; denn er ist, wie ich erst aus dem vorliegenden Buche*) erfahre, in seiner Jugend noch weit päpstlicher gesinnt gewesen als Döllinger, die Altkatholikengemeinschaft aber, deren Organisator er gewesen ist, erweist sich zwar bis heute für einige tausend religiös gesinnte nicht ultramontane Katholiken als eine Wohltat, hat jedoch das Ziel, das Schulte und seine Mitarbeiter im Auge hatten, verfehlt.

Schulte wurde 1827 als Sohn eines westfälischen Arztes geboren, vollendete unter mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen seine juristischen Studien in Berlin, arbeitete dort als Auskultator, als Referendar dann in Fredeburg und Bonn, wo er sich im Dezember 1853 als Privatdozent habilitierte, und ließ sich im März 1854 auf zwei Monate beurlauben, um — in Rom vom Papste die Erlaubnis zur Gründung eines militärischen Ordens zu erlangen, der als

*) Lebenserinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravüre und Facsimile. Siehen, Emil Roth, 1908.

freiwillige Armee die Verteidigung des Kirchenstaats übernehmen sollte. Die Idee hatte der Auskultator August Krahe gefaßt, „der von glühender Begeisterung für den Papst beseelt, der Festigung der weltlichen Macht des Papsttums sein Leben zu widmen entschlossen war trotz dem Widerspruch seines Vaters“. Er ist später in Spanien gestorben, wohin er mit seiner Romantik am besten paßte; zunächst fand er an dem bekannten Historiker Johannes Janssen und an Schulte zwei Helfer, von denen Schulte der tätigste war. Er übernahm es, die deutschen Bischöfe und Theologen (mehrere, darunter Döllinger, verhielten sich dem Projekt gegenüber kühl und skeptisch) und die Kurie samt dem Papste für das Unternehmen zu gewinnen. Das Reisegeld spendete Frau Sophie Schlosser, die Witwe des mit ihr 1814 katholisch gewordenen Heinrich Schlosser, dessen Vater Goethes Schwager gewesen war. (Nach Schulte; nach dem Konversationslexikon ist Heinrich Schlosser Georgs Neffe, nicht Sohn gewesen.) In Rom hat sich Schulte, gleich allen ehrlichen Katholiken, die hinkamen, über die elende Wirtschaft geärgert, ist aber dadurch in seinem Glauben nicht irre gemacht worden. Am besten haben ihm die Jesuiten gefallen, die, wie er erfuhr, Pius der Neunte anfangs nicht hatte leiden können, auf die er sich aber sehr bald als die einzigen brauchbaren Werkzeuge angewiesen sah. Schulte hat damals geurteilt: „Der Umgang mit den Jesuiten macht es begreiflich, daß ihre Schüler und Bekannten von ihnen entzückt sind. Ihre Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit [soll wohl heißen Gefälligkeit] trifft man sonst beinahe nirgends. Sie übertreiben freilich, da sie einen ins Gesicht loben, aber sie bieten auch Reelles. Als ich den ersten Besuch machte, wurde dem Pförtner gesagt, ich sei stets in die Bibliothek einzulassen und dürfe diese auch ohne Aufsicht benutzen. Sie machten unter allen Ordensleuten den würdigsten Eindruck, hatten unbedingt die tüchtigsten Männer, halten ihre Statuten am besten, verfolgen mit vollster Selbstverleugnung, mit Herrschaft über persönliche Leidenschaft die bestimmten Ziele: die Kirche und den Papst herrschen zu machen.“ Seit 1860, entschiedner noch seit 1867, haben, wie er sagt, seine Anschauungen „die entgegengesetzte Wendung genommen“. In dem Urteil über die Jesuiten beschränkt sich jedoch die Umkehr auf den letzten Satz: er glaubt später erkannt zu haben, daß es nicht die Herrschaft der Kirche sei, was die Jesuiten erstreben, sondern ihre eigne Herrschaft in der Kirche und durch diese. Hohenlohe, den er damals kennen lernte, schildert er als einen lebenswürdigen, bescheidenen, beinahe schüchternen, aber in Ansehung des Geistes und Charakters nicht sehr bedeutenden Menschen. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit den sonderbaren Einfall Bismarcks, Hohenlohe als Botschafter beim päpstlichen Stuhle vorzuschlagen. Es sei der Kurie nicht zu verargen gewesen, daß sie darauf nicht einging. Denn erstens sei die Vertretung eines Staates bei der Kurie durch einen Kardinal seit hundert Jahren nicht mehr, und die einer protestantischen Macht überhaupt noch nicht vorgekommen, und dann habe der Papst bei der Weichheit Hohenlohes fürchten müssen, daß er unfähig sein werde, Bismarck in irgend

etwas Widerstand zu leisten. Übrigens habe die diplomatische Vertretung in Rom beim heutigen ungehinderten unmittelbaren Verkehr der Bischöfe und aller Katholiken mit dem Papste nicht mehr die frühere Bedeutung, und Bismarck habe wohl auch gar nicht erwartet, daß man seinen Vorschlag annehmen werde.

Auf seiner Rundreise zu den Bischöfen hatte Schulte in Wien eine Audienz beim Kultusminister Grafen Thun gehabt. Diesem gefiel er so gut, daß er ihn noch in demselben Jahre 1854 als Lehrer des Kirchenrechts nach Prag berief. Zwei Jahre darauf ernannte ihn der Kardinal Erzbischof Fürst Schwarzenberg zum Rat am geistlichen Ehegerichte der Prager Diözese in allen drei Instanzen und zum Titularkonsistorialrat. Er war „der einzige Laie, nicht bloß in Oesterreich, der mit vollem Stimmrecht Mitglied eines geistlichen Gerichts war“. Seine Lehrtätigkeit befriedigte ihn sehr. Den Studenten, ihrem Fleiß und ihrer Begabung, stellt er wiederholt das beste Zeugnis aus, ohne dabei einen Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen zu machen. Dagegen kommen die Kollegen sehr schlecht weg in seinen scharfen Charakteristiken; bei mehreren verzichtet er lieber ganz auf eine solche. Von den Anekdoten, die der Charakteristik dienen, mag eine angeführt werden. Schulte war einer der wenigen Professoren, die regelmäßig den Universitätsgottesdienst besuchten. Eines Sonntags fanden sich viele ein — in gelben Glacehandschuhen sogar. Auf seine verwunderte Frage, was das zu bedeuten habe, erhielt er die Antwort: Graf Thun weile in Prag und habe den Besuch des akademischen Gottesdienstes in Aussicht gestellt. So machstens ausgesprochne Atheisten! ruft Schulte; den Herren aber sagte er: „hätten Sie mich gefragt, so hätten Sie sich die Mühe erspart; der Minister ist gestern abend abgereist.“ Viele Nöte verursachte ihm der in Oesterreich noch dazu schlampige Bureaokratismus der Behörden; aber er trieb mit echt bismarckischer Schneidigkeit das Schreibervolk zu Paaren. Die Erzählung einiger Konflikte schließt er mit den Worten: „Diese Fälle liefern den Beweis, daß mit Energie alles zu erreichen war; an Energie hat es mir nie gefehlt.“

Die zeigte er denn auch den Studenten in dem beginnenden nationalen Konflikte. In seine Zeit fallen die ersten Schritte der Tschechen zur Eroberung der Universität. Palacky setzte eine Petition in Umlauf, die verlangte, daß über die juristischen Hauptfächer auch in tschechischer Sprache gelesen werde. Schulte schrieb an Thun: er habe an sich nichts dagegen, es betrübe ihn nur, daß mit dieser Agitation die nationale Spaltung in die Korporation gebracht werde, die ihren Ruin herbeiführen müsse, und daß man die Universität als bloße Ab- richtungsanstalt behandle (man hatte sich auf das Bedürfnis der Praxis berufen), was den Tod der Wissenschaft bedeute. Julius Groeger, der sich später zum rabiaten Tschechenführer entwickelt hat, war der erste, der sich bei der Doktor- disputation der tschechischen Sprache bedienen wollte, weil er des Deutschen nicht genügend mächtig sei. Schulte als Dekan lachte ihn aus, da ja seine Mutter eine Deutsche und er in einer deutschen Gegend geboren sei, stellte ihm jedoch anheim, ein schriftliches Gesuch einzureichen. Dieses wurde schriftlich

abgeschlagen. Der junge Mann disputierte nun zwar deutsch, verlangte aber dann, im Diplom Grégr genannt zu werden. Schulte lehnte ab, weil jener im Maturitätszeugnis und sonst überall Groeger geheißten habe und nicht berechtigt sei, eigenmächtig seinen Namen zu ändern. Später hatte Schulte, der zufällig wieder Dekan war, den Namen des wegen Hochverrats verurteilten in der Matrikel zu löschen; der Delinquent wurde jedoch amnestiert und sein Name wieder eingetragen. Selbstverständlich erhitzte die nun einmal erwachte nationale Leidenschaft auch schon die Köpfe der Studenten. Die Tschechen verlangten 1860 einen Universitätsprediger ihrer Sprache. Weil ihrer Forderung nicht entsprochen wurde, erschienen sie eines Sonntags zahlreich im akademischen Gottesdienst, erhoben sich, als der Prediger deutsch zu reden anfing, wie ein Mann und verließen laut trampelnd die Kirche. Rektor und Senat unterließen es, dieserhalb die Disziplinaruntersuchung einzuleiten, und zogen sich dadurch einen scharfen Verweis vom Minister zu. Als 1863 deutsche Studenten der Prager Hochschule in der schleswig-holsteinischen Sache eine Adresse an die Kieler Kommilitonen abgesandt hatten, war der Rektor (Löwe) darob höchlich entrüstet und veranstaltete eine hochnotpeinliche Verhandlung im Senat. Dabei wurde auch der Ministerialerlaß wegen der tschechischen Kirchendemonstration ins Feld geführt. Schulte setzte, laut Protokoll, den Herren auseinander, „daß eine Demonstration in der Kirche, gleichviel welcher Nationalität die Demonstranten angehören, eine Büterei sei, Büterei aber stets die akademische Ehre beslechte, daß die Störung des akademischen Gottesdienstes an sich schon eine Störung der akademischen Ordnung sei, daß hingegen jene Adresse weder die akademische Ehre noch die Ordnung verlese“. Das Folgende wollen wir mit Schultes Worten erzählen, weil es für heutige österreichische Universitätslehrer sehr nützlich zu lesen ist.

Der einzige Fall, wo man im Kolleg zu demonstrieren suchte, kam im November 1860 vor. Das Oktoberdiplom [das den Kronländern Vertretung in einem „verstärkten Reichsrat“ gewährte] hatte den Tschechen die Köpfe verrückt. Ich sprach in der deutschen Rechtsgeschichte über die Aufnahme des deutschen Rechts in Böhmen; ein tschechischer Student scharrte laut. Ich unterbrach den Vortrag und sagte, den Scharrer unverwandt fixierend: „Meine Herren, principiis obsta! Sie wissen, daß ich stets objektiv bin; ich habe streng wissenschaftlich die wirkliche Geschichte vorzutragen; wem das nicht behagt, der bleibe meinen Vorträgen fern; Demonstrationen dulde ich nicht. Ich habe das Vertrauen zu meinen Herren Zuhörern, daß sie einen Ruhestörer so behandeln — die Verantwortung nehme ich auf mich —, daß er den Hörsaal verläßt.“ Allgemeiner Beifall. Ich trug ungestört weiter vor, der tschechische Jüngling kam nach der Vorlesung zu mir und bat unter Tränen um Verzeihung. Eines Morgens im November 1865 kommt der Bedell in meine Wohnung — ich war Dekan, an jenem Tage durch Unwohlsein verhindert, Vorlesungen zu halten — und sagt: „Euer Gnaden, im Karolinum (Universitätsgebäude) ist Revolution; die Studenten haben den Professor Höfler aus der Vorlesung gedrängt; man kann nicht ins Gebäude hinein.“ Gut, sage ich, da muß ich hin. Ich nahm einen Fiaker, fuhr mit dem Bedell, ging vom Obstmarkte durch die Seitentür ins Karolinum, fand die Gänge vollgepfropft, ebenso die Treppe nach der

Haupttür und hörte, wie der Rektor Nahlowski tschechisch in ganz unwürdiger Weise die Tumultuanten flehentlich bat, ruhig zu sein. Mit Gewalt machte ich mir Platz, drang bis zur Treppe vor, rief laut: „ich befehle, sofort das Karolinum zu verlassen“, faßte zwei Rechts Hörer, die tschechisch opponierten, bei den Armen und schob sie in den Vorraum des Sitzungsraumes mit dem Bemerkten: „Sie bleiben hier, ich werde mit Ihnen ein Protokoll aufnehmen“, drängte die Tumultuanten auseinander, hatte die Satisfaktion, daß das Gebäude in fünf Minuten geleert war und der klägliche Rektor allein da stand; ich ließ die Tür schließen, ging ins Sitzungszimmer und fand dort Höfler zitternd und bebend. In der nächsten Nummer des Narodni listy stand, ich hätte brutal zwei Studenten mit den Köpfen zusammengestoßen und die Treppe hinuntergeworfen. Meine Kollegen meinten, das müsse ich in derselben Zeitung berichtigen. Gott bewahre, erklärte ich: wenn mir die Tschechen solche Kraft zutrauen, mich für so verwegen und für fähig halten, das zu tun, obwohl die Treppe so voll war, daß kein Apfel zur Erde konnte, so werde ich mich hüten, diese gute Meinung, die man von mir hegt, zu zerstören.

Schwarzenberg verkehrte immer, auch noch nach der 1870 eingetretenen Spaltung, sehr freundschaftlich mit Schulte, doch sah dieser sich einmal veranlaßt, einen Plan des Kardinals zu vereiteln. Schwarzenberg schlug in einer Eingabe an den Kaiser die Säkularisierung der Prämonstratenserstifte Tepl und Seelau vor; die Stiftsgüter sollten zur Dotierung neuer Bistümer verwandt werden, die sehr nötig seien. Schulte organisierte und leitete den Widerstand der Stiftsherren, denen er wohlwollte, weil sie liberal waren und mit Schulgründungen, Wohltätigkeit, Förderung des wirtschaftlichen Fortschritts (auch der Kurort Marienbad ist eine Schöpfung des Stiftes Tepl) gemeinnützig wirkten. (Seitdem sind die alten Prämonstratenser- und Benediktinerstifte im römischen Sinne „reformiert“ worden.) Nicht neue Bistümer, meinte Schulte, sondern mehr Pfarreien seien notwendig. Außerdem mußte er, daß beabsichtigt war, das Stiftsvermögen auch zur Gründung von Knabenseminarien zu verwenden, und daß die Zöglinge der schon vorhandenen bischöflichen Seminarien tschechisiert wurden. Neue Bistümer in den deutschen Teilen Böhmens würden demnach die Tschechisierung zunächst des Klerus dieser Gegenden bedeutet haben. „Dieser und der Drillung des Klerus aus aller Kraft entgegenzutreten, hielt ich für Pflicht.“ Wie streng katholisch jedoch Schulte trotz solchem Widerstand gegen übermäßige Klerikalisierung noch in den sechziger Jahren war, geht aus folgendem hervor. Auch der Wiener Erzbischof, Kardinal Rauscher, dessen absolutes Regiment von den übrigen österreichischen Bischöfen, sogar von Schwarzenberg, als ein Hoch empfunden wurde, verkehrte freundschaftlich mit Schulte, der oft nach Wien kam. Im Sommer 1860 nun ließ ihn Rauscher durch seinen Sekretär um Material bitten zur Beantwortung der Frage, wie in Preußen die Parität gehandhabt werde. Schulte antwortete im März 1861, auf sein Gesuch seien der Geheimrat Aulicke (Vorsitzender der katholischen Abteilung des Kultusministeriums), der Oberregierungsrat Osterrath und der Kreisgerichtsrat Rohden, „die drei tüchtigsten und kompetentesten katholischen Laien in Preußen“, zusammengetreten, um Material zu liefern, das zur Abwehr von Angriffen auf

das Konkordat geeignet sei. (Es entbrannten damals die kirchenpolitischen Kämpfe in Österreich.) Im April übersendet Schulte dem Kardinal Berichte über die Universitäten Bonn und Breslau und schreibt dazu: „Es geht daraus zur Genüge hervor, daß, ich möchte sagen, je freier die katholische Kirche in Preußen nach dem Wortlaute der Gesetze ist, man desto mehr in praxi die Katholiken zu beeinträchtigen strebt. . . . Ich erfahre aus absolut sicherer Quelle, daß man in ganz Deutschland nur darauf wartet, daß in Österreich der Kirche ihre Rechte wieder entzogen werden, um den Sturm heftiger als je zu beginnen.“ In Wien gedanke man zunächst, wie er von Thun erfahre, an eine Reform des Ehrechts zu gehn. Er bedaure unter diesen Umständen, daß er nicht im Landtage sitze, folglich auch nicht in den Reichsrat (der damals aus Landtagsabgeordneten bestand) kommen könne. Von den Mitgliedern der Landtage und des Reichsrats sei keines den kirchenrechtlichen Fragen gewachsen; die Bischöfe und überhaupt die Geistlichen seien doch eben keine Kanonisten. Sich um ein Landtagsmandat zu bewerben, sei er nicht in der Lage gewesen. Ein solches sei nur durch eins der beiden Komitees zu erlangen. Dem tschechischen habe er natürlich nicht beitreten können. Dem deutschen aber ebensowenig; denn dessen Programm fließe von ultraliberalem Geschwätz über und sei das Werk eines jüdischen Redakteurs, der ihn wegen seiner kirchlichen Haltung bei jeder Gelegenheit in bodenlos gemeiner Weise angreife und sogar die von Schultes Verlegern eingeschickten Buchhändleranzeigen seiner Werke zurückweise. Ein kirchlich gesinnter Mann könne nur durch die tschechische Partei ein Mandat erlangen.

Aus dieser Kirchenfeindschaft der deutschen, dem vorstehenden nach nicht durchweg aus Arian bestehenden Parteien erklärt sich zur Genüge die Angst des Klerus vor den Deutschen und ihre Hinneigung zum Tschechentum. Ein Gespräch mit Rauscher ließ in Schulte den Eindruck zurück, daß das Treiben der „Herbstzeitlosen“ eine noch entschiednere Wendung des Episkopats zum Tschechentum zur Folge haben werde. Diese Unterredung fand im Sommer 1867 statt. Hye, der damals das Kultusministerium interimistisch verwaltete, hatte Schulte nach Wien berufen zur Teilnahme an Beratungen über Abänderungen des Konkordats, die man im Einvernehmen mit der Kurie vorzunehmen gedachte. Man vereinbarte einen Entwurf, und Schulte sollte nach Rom gehn, den Papst, der ihm wohlwollte, dafür zu gewinnen. (Daraus wurde nichts, weil der kluge Rauscher, von seinem klerikalen Eifer verblindet, durch eine große Dummheit den Konkordatsfeinden zum Siege verhalf, während Schulte auf die Order zur Abreise wartete.) Die Beratungen wurden bei Rauscher abgehalten, und dort ereignete sich einmal eine hübsche Szene. Botschafter beim Vatikan war damals der auch in der literarischen Welt bekannte Baron Hübnér, der bis zum kritischen Jahre 1859 Botschafter in Paris gewesen war. Dieser nahm an den Konferenzen teil, und eines Tags, wo man auf die Exkommunikationen zu sprechen kam, sagte er mit gefalteten Händen in der Haltung und mit der Miene eines Beters:

„Euer Eminenz gestatte ich mir die ergebenste Anfrage: Wenn ein Katholik mit der großen Exkommunikation belegt ohne Beichte und Absolution stirbt, kann er dann in den Himmel kommen?“ Schulte, den Hye auf den Fuß trat, mußte das Taschentuch vor's Gesicht nehmen, um nicht auszulachen, Rauscher aber steckte eine Miene auf, die zu fragen schien: bist du wirklich so kindlich fromm, oder willst du mir weis machen, du seist es, und antwortete: „Euer Exzellenz, das kann ich nicht wissen; nur Gott, der Herzen und Nieren durchforscht, weiß, ob eine Exkommunikation gerecht oder ungerecht ist, und ob ein Mensch im Zustande der Todsfünde stirbt.“ Was kann, fragt Schulte, ein solcher Diplomat bei den geriebnen Römern ausrichten? Sehr wichtig ist folgende Äußerung Rauschers: „Beim Konkordat handle es sich nicht bloß um den Inhalt, sondern es stehe hier die weltgeschichtliche Stellung der katholischen Kirche auf dem Spiele. Es handle sich um die Frage: Ist die Kirche noch als eine Gesellschaft anerkannt, die selbständig mit dem Staate verhandeln kann, oder nicht? Falle auch das österreichische Konkordat, so sei diese Frage verneint, damit die historische Stellung der Kirche vernichtet.“ In der That, so ist es, nur muß man für „Kirche“ Papsttum setzen und daran erinnern, daß, was Rauscher nicht voraussehn konnte, für das versagende Oesterreich später Bismarck eingetreten ist. Bismarck hat in den Herzen der deutschen Katholiken den Glauben an den Papst auf ein Jahrhundert hinaus wie einen rocher de bronze stabilisiert. Er hat den vermeintlich weltgeschichtlichen Kampf, der mit dem Zwist zwischen Agamemnon und Kalchas begonnen habe (in Wirklichkeit handelte es sich um ganz andre Dinge), wieder aufgenommen und ist unterlegen. Als die Niederlage offenbar wurde, hat er sich nicht mit den katholischen Abgeordneten verständigt (was der Niederlage ihr Beschämendes genommen hätte; Gesetze zurücknehmen, durch die sich ein Volksteil geschädigt fühlt, gereicht dem Gesetzgeber nicht zur Schande, sondern zur Ehre), sondern über die Köpfe des Zentrums hinweg mit dem Papste unterhandelt. Dann hat er dessen Intervention im Septennatsstreit nachgesucht, was an sich einen verwerflichen Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken bedeutete und außerdem den Katholiken zumutete, ihr politisches Verhalten nach päpstlichen Befehlen einzurichten; daß sie dieses täten, wird ihnen bekanntlich von ihren Gegnern nachgesagt, aber zu beweisen, daß es Verleumdung ist, hat ihnen damals Bismarck die erwünschte Gelegenheit gegeben. Endlich hat er den Papst als Schiedsrichter in einem internationalen Streit angerufen. Das Endergebnis von alledem lautete in der Auffassung der deutschen Katholiken: der größte Staatsmann des Jahrhunderts ist im Kampfe gegen den Papst (in Wirklichkeit war es ein Kampf gegen die Gewissen der katholischen Untertanen) unterlegen und hat dessen ihm von Gott verliehene Autorität anerkennen müssen. Den richtigen Weg hat Frankreich beschritten: es hat seine Kirchengesetze autonom gemacht, hat den Papst einfach ignoriert, und siehe da: es geht ganz famos! Freilich gibt es auch in der französischen Kammer eine klerikale Opposition, die über Ber-

gewaltigung klagt. Aber erstens ist die Vergewaltigung keine Vergewaltigung der Gewissen: in den Verkehr des Bischofs mit seiner Diözese, des Pfarrers mit seiner Gemeinde greift die Staatsgewalt nicht ein; geistliche Amtshandlungen werden nicht mit Strafe bedroht, nirgends widerstrebenden Gemeinden Pfarrer aufgezwungen; und zweitens sind die Gesetze nicht von einer andersgläubigen Mehrheit gemacht worden, sondern das nominell ganz katholische französische Volk hat sie sich selbst gegeben. Ob die Abwendung der Masse des Volkes vom Christentum, die bei dieser Trennung des Staates von der Kirche offenbar geworden ist, dem Volke zum Heile gereicht, das ist eine andre Frage, deren Beantwortung von der Zukunft erwartet werden muß; aber der römischen Kurie gegenüber hat die französische Regierung jedenfalls die allein richtige Stellung eingenommen.

Mit dieser Bemerkung hätten wir eigentlich eine Kritik des Hauptteils des Schulteschen Buches eingeleitet, der aus Aktenstücken zur Geschichte der Mairgesetzgebung und der Gründung der Altkatholikengemeinschaft besteht; doch würde eine solche Kritik sehr lang ausfallen und ist wohl auch nicht notwendig, da diese Dinge, auch in den Grenzboten, hinlänglich durchgesprochen worden sind. Der Verfasser zeichnet viele scharfe Charakterbilder historischer Persönlichkeiten und erzählt manche interessante Anekdote. Die folgende verdient in weitem Kreise bekannt zu werden. Im kritischen Frühsommer 1866 sagte Schulte, der den Haß der Italiener gegen Oesterreich kennen gelernt hatte, dem als Ministerpräsident berufenen böhmischen Statthalter Grafen Belcredi, es würde am besten sein, wenn Oesterreich Venedig gegen eine Entschädigung von 400 Millionen Gulden an Italien abträte; dann hätte es den Rücken frei, falls es zum Kriege mit Preußen komme, der freilich durch den Verzicht auf die Herzogtümer und durch Nachgiebigkeit in der Frage des Vorsitzes im Bundestage vermieden werden könne. Belcredi erwiderte: „Das geht nicht; auch können wir unsre Stellung in Deutschland und unser Recht in Beziehung auf Schleswig-Holstein nicht aufgeben und fürchten den Krieg nicht.“ Daß zwischen Preußen und Italien ein Bündnisvertrag bestehe, wollte er nicht glauben; er lachte darüber. Schulte entgegnete: „der Vertrag ist am 8. April in Berlin unterzeichnet worden.“ Er erzählt: „Ich hatte die Osterferien in Berlin zugebracht, wo ich im British Hotel logierte und den italienischen General Govone an der table d'hôte zum Nachbarn hatte, auf dessen anderer Seite sein Adjutant saß. Am 8. April kam Govone sehr spät, unterhielt sich leise mit dem Adjutanten über den Vertrag und sagte: ho sottoscritto. Nun wußte ich genug, mochte aber nicht mehr hören und sagte, Govone eine Schüssel reichend: favorisca, Signore. Erschrocken fing Govone an, seinem Begleiter zu erzählen, er sei in Spandau gewesen und habe die Festung besichtigt.“ In nicht wenigen Anekdoten ist St. Bureaucratius die Hauptfigur, der zum Beispiel einmal von Berlin aus der Benützung von Urkunden Schwierigkeiten bereitete, die der Verwalter der französischen Nationalbibliothek, Delisle, dem deutschen Professor, der überhaupt in allen französischen

Bibliotheken und Archiven die liebenswürdigste Dienstwilligkeit fand, ohne Umstände geschickt hatte. Bei der Berufung Schultes nach Bonn im Jahre 1872 und bei der Entbindung von der Verpflichtung zu Vorlesungen, die Schulte in seinem achtzigsten Lebensjahre (1906) nachgesucht hatte, verbündeten sich, das einermal die Angst vor dem Kölner Erzbischof, das andremal die Ungnade, der die Altkatholiken verfallen sind, mit dem berüchtigten Heiligen, die Sache ungebührlich zu verzögern. Eine spaßhafte Anekdote mag den Schluß machen. Als Korum im Jahre 1881 „intronisiert“ wurde, feierte ihn Trier mit einer glänzenden Illumination. Vier Wochen darauf besuchte der Kronprinz die Stadt; die diesem zu Ehren veranstaltete Illumination fiel bedeutend weniger glänzend aus. Bei der für Korum hatte sich besonders ein jüdischer Geschäftsmann hervorgetan. Als diesen nun jemand fragte, warum er sich gerade für den katholischen Bischof so angestrengt habe, antwortete er mit der Gebärde des Geldzählens: „Korum, worum? Dorum.“

Carl Jentsch



Grünewald



in geheimes und scheinbar unergründliches Gesetz beherrscht Auf- und Niedergang der Gestirne am Firmament der Kunst. Meister, deren Glanz Generationen blendete, und die als leuchtende Fixsterne gepriesen wurden, beginnen plötzlich vor den prüfenden Augen eines andern Geschlechts zu erblässen und ganz unscheinbar zu werden. Und zugleich wachsen aus dem Gewimmel der kleinen Lichter Sterne erster Ordnung heraus. Sie erstrahlen so gewaltig von innerer Majestät, daß auch das unbewaffnete Auge sie wahrnehmen muß. Man wundert sich dann und fragt, wie war es möglich, diesen Weltkörper solange zu übersehen? Wo hatten unsre Astronomen der Kunst ihre Augen? Die Sterngucker und Sterndeuter aber zucken die Achseln: Wie sollen wir ergründen können, was vorher so noch nicht zu sehen war? Wo nicht die Gläser und Apparate, sondern Auge und Formensinn das Entscheidende sind? Wo Auge und Fassungskraft, Entwicklung und Neigung der Zeit den Gesichtswinkel bestimmen, unter dem die Gestirne der Kunst aufleuchten oder ins Dunkel treten?

Ein solcher neuer Fixstern ist Matthias Grünewald. Wir können getrost sagen: Böcklin hat ihn uns entdeckt und damit das Himmelsbild deutscher Kunst um ein blendendes Stück erweitert. Er ist zu Grünewalds Ifenheimer Altar nach Kolmar gepilgert beinahe Jahr um Jahr, wenn er diesseits der Alpen hauste. Er hat in dem alten Meister der Dürerzeit einen Ahnen der eignen kraftvollen Phantasielkunst gegrüßt. Heute nun fangen auch die Kunsthistoriker an, aus den Grenzen eines kühlen Respekts vor dieser eigentümlich